

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unbedingte Einsendung Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Müller in Berlin.

Ermäßigung der Dienstbotenversicherung.

Die zahllosen Proteste aus dem Publikum, nicht so sehr gegen die Krankenversicherung der Dienstboten an sich, als gegen die Höhe der geforderten Versicherungsbeiträge, sind nicht ganz wirkungslos geblieben. Das Versicherungsamt der Stadt Berlin hat sich, wie wir bereits in der zweiten Beilage unserer heutigen Morgenausgabe mitteilen, genötigt gesehen, mit den Versicherungsbeiträgen für Dienstboten etwas herabzugehen. Die Krankenversicherungsbeiträge, die zunächst auf jährlich 43,20 Mark festgesetzt worden waren, sollen auf den Betrag von 28,80 Mark herabgesetzt werden. Entsprechend sollen auch bei der Invalidenversicherung nicht mehr 40 Mark, sondern 32 Pfennig wöchentlich gefordert werden. Das sieht man, wie ein sehr dankenswertes Entgegenkommen dem ohnehin mit Steuern und Beiträgen aller Art gerade genügend geplagten Publikum gegenüber aus. Nur bleibt zu bedauern, daß es mit dieser Ermäßigung der Beiträge dem Publikum so ungefähr geht wie dem Neutersehen Anwalt, der so gern Kindfleisch mit Pfaffen aß; es ist ein schönes Gericht, die Höhe drum, der größte Teil des Publikums frisst es nicht. Die Abschätzung von der höheren dritten in die niedrigere zweite Stufe der allgemeinen Krankenversicherung nämlich nach der Magistratsratssitzung Mitteilung nur denjenigen Dienstboten zuteil werden, die monatlich nicht mehr als 28,80 Mark Gehalt erhalten. Alle Dienstboten, die mehr als 28,80 Mark Gehalt jährlich erhalten, sollen in der dritten Klasse der Krankenversicherung bleiben, für sie soll also jährlich noch vier vor ein Krankenversicherungsbeitrag von 43,20 Mark gezahlt werden. Ebenso soll es in diesem Fall bei den Invalidenversicherungen wöchentlich 40 Pfennig sein. Benutzen haben.

Nun wird man nicht wohl bestreiten können, daß ein Lohn von weniger als 25 Mark in Berlin für weibliche Dienstboten wohl nur in seltenen Fällen bezahlt wird. Der niedrigere Lohn ist jedenfalls die Ausnahme, nicht die Regel. Es handelt sich dann gewöhnlich um junge Mädchen, die erst angelehrt werden. Sobald ein Mädchen auch nur einigermaßen sich in die Hausarbeit eingelehrt hat, wird sie auch ihre Ansprüche steigern. Eine Dienstverheerung, die mit ihrem Lohn unter der Grenze von 23,65 Mark bleiben wollte, wäre zu einem sehr häufigen Dienstbotenswechsel genötigt. In den meisten Fällen müßten sich die Dienstverhältnisse ändern, wenn sie zunächst einer Anlaufzeit weniger als 23,65 Mark zahlen sollten, wohl oder übel entschließen, den Lohn sehr bald zu erhöhen. Jedenfalls gibt es nicht allzuviel Dienstmadchen, die sich dauernd mit weniger als monatlich 23,65 Mark begnügen. Mit anderen Worten: Die Grenze von 23,65 Mark ist für die meisten Dienstboten ein Schwellenwert, auf den sie sich zunächst einmal auszusummen, wie sich die Dinge in der Praxis gestalten würden. Eine Hausfrau, die rechnen muß, mietet vielleicht zunächst ein junges Ding für einen Lohn von 20 Mark. Dann hat sie wöchentlich eine Marke von 32 Pfennig zu geben und an Beiträgen für die Krankenversicherung jährlich 28,80 Mark aufzubringen. Nun aber sieht sie sich genötigt, im Laufe der Zeit den Lohn auf 25 Mark zu erhöhen. Dann wird das Dienstmadchen in die dritte Klasse der Krankenversicherung und in die vierte Klasse der Invalidenversicherung versetzt, und es sind jetzt für sie Marken von 40 Pfennig zu geben und an Beiträgen für die Krankenversicherung jährlich 43,20 Mark zu bezahlen. Bei einer solchen Verschiebung, die sich nicht bloß bei den Arbeitgebern, sondern auch bei den Arbeitnehmern sehr häufig wiederholen dürfte, würde sich schließlich ein Verwirrung ergeben, bei der sich kein Mensch mehr ausfinden würde. Nur die Behörde hätte Arbeit in Hülle und Fülle und an Ertragsstrafen würde es nicht fehlen.

In einer Beziehung ist die jegige Neuordnung als ein Fortschritt zu begrüßen. Die Behörde hat eingesehen, daß sie die Sachlage der Dienstboten, also die freie Wohnung und die Beförderung zu hoch ansetzte, als sie dafür insgesamt 610 Mark, nämlich für die Wohnung 160 und für die Beförderung 450 Mark bestimmte. Diese Zahlen sind auf 60 Mark für die Wohnung und auf 400 Mark für die Beförderung zurückgesetzt worden. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß die früheren Sätze viel zu hoch waren und in vielen Fällen dem tatsächlichen Aufwand nicht entsprachen. Aber gerade wenn man die jetzigen Sätze für die Sachbezüge von insgesamt 400 Mark, die wir für annähernd richtig halten, zum Grunde legt, dann verliert man nicht, weshalb gerade bei einem Barlohn von monatlich 23,65 Mark, also bei jährlich 77,4 Mark für Lohn und Kost die Grenze für die zweite Klasse der Krankenversicherung und die dritte Klasse der Invalidenversicherung gezogen werden soll. Bisher wurde immer eine Grenze von 850 Mark angenommen. In diesem Fall würden in diese Kategorie alle Dienstboten bis zu einem Lohn von monatlich 30 Mark fallen. Wir glauben, daß man sogar den Lohn noch etwas höher bemessen könnte, ohne daß gleich eine neue Stufe erreicht wird. Unter allen Umständen aber muß gefordert werden, daß zum mindesten für alle Dienstboten, die nicht mehr als monatlich 30 Mark Lohn erhalten, nicht mehr als 32 Pfennig gefordert und kein höherer Krankenversicherungsbeitrag als jährlich 28,80 Mark erträgt zu werden braucht. Sollte sich im Laufe der Zeit herausstellen, daß die Beiträge nicht zu hoch sind, wäre es noch immer an der Zeit, sie zu erhöhen. So wie jetzt die Ermäßigung der Beiträge für Dienstboten gedacht ist, bedeutet sie eine Halbheit, die nur geeignet ist, die bestehenden Unklarheiten noch zu steigern. Wir hoffen deshalb, daß das Versicherungsamt der Stadt Berlin seinen ersten Vorschlag nicht als endgültig festhalten wird, sondern sich entschließen wird, folgen lassen wird. Zunächst muß man aber die Erörterung ausprechen, daß zum auch die Proorte Berlins, soweit sie bisher alle ihre Beiträge für Kranken- und Invalidenversicherung der Dienstboten festgesetzt haben, dem Beispiel Berlins folgen und gleichfalls eine Ermäßigung eintreten lassen werden.

Der neue „Zwischenfall“ von Lunéville.
Die deutschen Offiziere noch in Lunéville festgehalten?
(Telegramm unseres Korrespondenten.)
VA Paris, 4. Februar.
Die Korrespondenten der Pariser Zeitungen in Lunéville berichten übereinstimmend, wie ruhig und forsetzt die Bevölkerung sich angesichts des neuen Vorfalles benommen habe. Der „Matin“ meint, es sei kaum notwendig gewesen, Truppen zur Besetzung des Arrondissements herbeizurufen. Höchstens zwei oder drei Kompanien seien gesammelt, um das deutsche Flugzeug zu betrachten. Dasselbe Blatt fährt fort: „Am jeden Zwischenfall zu vermeiden, der übrigens vollkommen unvorhersehbar war, und auch aus Höflichkeit wurden die

deutschen Flieger nach dem Lunévilleer Schick in das Kasino der Kavalleriebrigade gebracht, wo sie hielten. Der erwartete sie die Entschädigung der Militärbehörde, die allein für den Fall zuständig ist. Die Ankunft der deutschen Offiziere in Lunéville blieb vollkommen unbemerkt. Während das deutsche Flugzeug demontiert wurde, kamen drei spanische Militärdelegationen der Fliegerstation Nancy herbei und manövrierten über der Stelle, wo der deutsche Apparat lag.“ Weiterhin ist, daß die heutigen Morgenblätter sehr verschieden über die Breite der deutschen Offiziere berichten. Die Agence Havas hatte, wie mitgeteilt, gestern Abend berichtet, die deutschen Offiziere seien bereits um 6 Uhr abgereist. Dagegen meldet der Korrespondent des „Figaro“ in Nancy, die deutschen Offiziere seien um 10 Uhr nach Metz über Nancy abgereist. Der Korrespondent des „Matin“ berichtet aus Lunéville, daß die deutschen Offiziere sich um 1/2 Uhr nachts noch im dortigen Kasino befanden und den Delegierten des Kriegesministeriums erwarteten, der heute aus Paris erwartet wird.

Tripitz und Jagow über das Verhältnis zu England.

Der Marineminister in der Budgetkommission des Reichstages.
(Bericht für das „Berliner Tageblatt“.)
Die Budgetkommission des Reichstages begann heute die Beratung des Marinestaats. Der Referent, Vizepräsident der Kommission, sagte, daß die deutsche Marine in eine Generaldebatte einzutreten und zunächst das Verhältnis zu England, das die Frage der Zustiftung zu betonen. Dem wurde zugestimmt.

Staatssekretär v. Tripitz antwortete, daß die politischen Ausführungen seitens des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes gemacht werden. Das die marinepolitische Seite betreffe, so habe er seinen Ausführungen vom vorigen Jahre nichts hinzuzufügen und nichts abzugeben und betone, daß die von England angebotene Relation von 16:10 auch heute noch ausreichte, daß dagegen nur gelegentlich eine Wählweise erwähnte Beitragsabgabe nicht bewertbar werden könne. Nach weiteren Ausführungen hierzu betonte Staatssekretär v. Tripitz, daß positive Vorschläge an uns bis jetzt nicht herangekommen seien. Gehehe dies, so würden sie sicherlich willkommen geäußert werden. Des weiteren gab der Staatssekretär Aufschluß über das Anwachsen der Marinekosten der verschiedenen Mächte in den letzten Jahren, wobei ein sehr viel höheres Anwachsen bei den Fremden Staaten festzustellen sei. Hiernach haben ihre Ausgaben in den letzten fünf Jahren gesteigert: Deutschland um 55 Millionen Mark, England, das damals schon eine doppelt so starke Flotte hatte als wir, um 216 Millionen, das ist um das Vierfache; ungerichtet den noch zu erwartenden Nachtragset von rund 60 Millionen; Frankreich um 134 Millionen, das ist das Dreifache; Italien um 100 Millionen; Rußland um 302 Millionen, das ist das Fünfeinhalbfache, und zwar fast nur für die Ostflotte.

Hierauf erklärte Staatssekretär des Auswärtigen Amtes v. Jagow, daß unser Verhältnis zu England als ein recht gutes bezeichnet werden könne; die Entspannung und Annäherung schreiten fort; die Beziehungen der beiden Kabinette

„Brunhild“ ante portas. Ein Paul-Ernst-Abend im Kottbuser Stadttheater.

Wen [Nachdruck verboten.]
Fritz Engel.
Der weinartige Post Paul Ernst, bald ein fünfzigjähriger, ein sehr fruchtbarer der immer freudig sich bemüht, ist und bleibt ein roter Entdecker des Erfolges. Sein erst wird ihm der Grillparzer-Preis nicht verliehen und die Worten der Berliner Bühnen bleiben ihm durchwegs verweigert. Seitdem er jung gewesen und in der Jugendzeit des Naturwissenschaften Stoffe des Alltags mit sehr feiner Gaitre gefasst, wird er in allen Theateranstalten der Hauptstadt sehr häufig und mit größter Beachtung abgehört. So weit nicht, so damit ein Anlaß vorliegt, die Berliner ohne jeden milderen Umstand zu beurteilen. Aber es ist jedenfalls allen Dingen wert, daß eine kleinere Bühne, weit vor den Toren, die Aufgabe übernimmt, die äußerlich leicht, innerlich schwer zu bewältigen ist, und eine Tragödie von dieser Art, durchaus verzeihlichen Handlung für die Aufführung bringt.
Man fuhr also nach Kottbus in Regierungsbezirk Frankfurt a. L., und über dem tausenden Gieß des Spreenales hing poetisch die rote Gemeindefe. Sie blendete nicht und sie wärmte nicht, aber sie war groß und edel, und man konnte nicht anders, als sie bewundern. In Kottbus selbst aber schlug der Puls der Wirklichkeit. Man sah in der Abendstimmung die Scholte der Fabriken, die auf so viel Jahre übergeordnete Ernterelief deuteten, man sah die fäulenden Bienen, welche den Erfolg dieser Arbeit befeuchten, und in der Altbau war in der Abendstimmung ein Leben, von dem ich richtig behaupten möchte, „es brandete.“ Da folgten die Anaben erlösend den Spuren, die Offiziere promenierte, die Arbeiter fröhlichen aus den Fabriken und die Damen kamen — Raufhaus neben Raufhaus — aus einer der Weisen Wochen in die andere. Das Theater liegt nicht in dieser Gegend der Stadt. Es liegt in einem neuem Teil, wo noch Ländlichkeit mit Großstädtlichkeit im Berliner Stil kämpft, und es ist ein mächtig großes Haus, mit einem starken Bau. Hier bin ich, hier modern in allen Einrichtungen und vor einigen Jahren von Bernhard Schreyer erbaut, von dem wir wissen, daß seine Musentempel immer etwas wie Musentempel aussehen. Hier waltet der Direktor Otto Krausewitzer, und große Oper, Gesangsposse und Schauspiel, Wagner, Verneer und Götter, kommen aus seiner Hand in das

Publikum, das in solchen Mittelstücken, wenn es nur die christliche Menschlichkeit und den Kern an sich zu finden.
Vor einer solchen befallsreichen Zubereitung steht nun Paul Ernst's „Brunhild“ vorbei, stofflich geboren aus der deutschen Sage, feilsch erzeugt von einem Gehirne, das ununterbrochen in seine eigenen Ganglien hineinleuchtet, im übrigen „antiker Form sich nähernd“ und auch ethisch getragen von der Anspannungswelle der griechischen Tragödien. Von jenen Stofflichen brauche ich nicht viel zu sprechen. Es liegt in den Sagen und Sagenbüchern und beginnt mit dem Morgen nach jener biederlichen Brautnacht der waghastigen Brunhilde, um mit dem Tode Siegfrieds zu endigen. Was vorher geschieht, ist, erfahren wir aus den Reden der handelnden Personen, und es ist genügt charakteristisch für dieses Dichters Arbeitsweise, daß er jeder Möglichkeit, etwas wie „Spannung“ zu erzeugen, angänglich aus dem Wege geht. Es wäre ja auch leicht, uns mit hochintellektuellen Dingen noch gewaltig überziehen zu wollen. Aber so oft es geborene Dramatiker gewesen sind, die sich dieses Stoffes annehmen, haben sie uns doch immer wieder unwillkürlich das Gefühls gemacht und uns in Kinder verwanbelt, die die Vorgänge zum erstenmal mit Staunen und Sittern wahrnehmen. Bei Wagner und bei Götter, und wenn Genik Jöns's Gjördis aus ihrem eigenen Bann die Schöne für den Wogen der Rache sieht, hier wie dort sind wir durchdringt von dem Schauer, der Alles neu empfinden läßt. Paul Ernst gibt uns dieses Gefühls, das einer Tragödie Glück und Glück bedeutet, nur höchstens in der allerersten Szene, wenn der zu Tode getroffene Siegfried eben noch einmal das Haupt erhebt. Es ist in vielen Fällen ebenfalls so, daß ein Dichter diejenigen vorzuziehen, die vor ihm an gleichen Werke waren. Aber wenn Ernst ein sinnlicher Mensch so stark begabtes Lebens ansetzt, so muß die Prüfung erlaubt sein, ob er im Schatzen der Vorgänger, aber in eigenen Richte kam, und wie weit er neben ihnen bestehen kann. Man muß sich daran erinnern dürfen, wie genant bei Götter seitliches Gimmumtum und Menschentum in Kontrast stehen, und wie dieser hohe Geist in die Zeiten zurückführt, um in seine Zeiten vorauszubilden. Man darf sich fast machen, wie Jöns, obgleich noch nicht der ganze Jöns, in seiner Gedank auf Begebenheiten ein Traub verwandelt auf ein ganzes großes Leben. Hier ist es, was er hier in Unruhe bietet; um wie vieles stärker, als die Brunhild aus Paul Ernst's verumlich reifen Jahren. Dabei will der heute Lebende genau nach jenem Recept handeln, das Jöns beinahe entzündlich im Vorwort zur ersten deutschen Ausgabe der „Nordischen Heroen“ gegeben hat. Auch Ernst hat die Absicht,

unser Leben in der alten Zeit, nicht aber die Gegenwart selbst darzustellen. Das ist und muß es das Paradoxie bleiben für alle, die menschliche oder legendarische Stoffe ansetzen. Aber der Reuezeit zuzunehmen beherrschet den Rat nur halb. Nicht in der alten Leben stellt er dar. Das ist Kostentrick, nur ist es gegen die Dramatikerpflicht. Paul Ernst gibt das wohl, und man spürt kein Streben, Gegenfänge zu formulieren, ein Für und Wider zu geben und Gestalten zu schaffen, die geistig miteinander haben. Es gelingt ihm nicht. Das ist es, was schließlich einen so hauen Eindruck hinterläßt, daß alle Figuren, Guntler wie Siegfried, Brunhild wie Gremhild nur immer dieselben Abdrücke eines Dichters sind, Photographien in verschiedenen Positionen. Mit einigen Klängen sind sie alleamt gute Menschen, die Wöses tun; darin ahnen sie einer einzelnen Gestalt Götter, nämlich dem Hagen. Alleamt bilden sie klar in den Spiegel der Selbstanalyse, fragen sich an und sprechen sich frei, geistlich sich und entschuldigend sich, wenn sie andere geirren, jedoch einander zu verzeihen und misserkennen einander. Nicht eine nur, nein, sie alle sind Schwachmütig, und so wenig unsere Dichter nur die Gegenwart selbst darstellen sollen, so wenig ist es nötig, so viel Schwäche lust an die reifsten, unbedachteten und urfräftigsten Erfordernisse dieser Gegenwart zu binden. Wenn es einen Unterschied gibt, so ist es der (und er ist sehr bescheiden), daß die Frauen noch etwas energischer als die Männer sind. Ach, diese Männer sind keine Männer, und wenn das Giffhorn sie zur Jagd ruft, so wird es keine Jagd auf Ir und Welsch geben. Dieser Guntler und dieser Siegfried werden keine Missetatigen. Sie werden aber die Seele der Maus und deren Verhältnis zu ihrer eigenen Seele eine Delatte erschaffen.
Was in dieses Lied von Selbstprüfung und Selbstbehebung kommt noch ein fatalistischer Ton, der vollends entkräftet, wenn kraftvoll war. Er klingt aus dem altfremden Drama herüber, mit dem Paul Ernst auf seinem Wege vom Jünglingsdramma zum Oeuvre der „Phigienie“ eine immer stärkere Beziehung gewonnen hat. Die Gestalten der „Brunhild“ sprechen sehr viel von unabweislichen Schicksal, von schuldloser Schuld, wie die erlösenden Götter es nun einmal so eingerichtet haben, und diese fogenannten Verrennen können nicht, wenn sie das Auge einmal von sich selber abwenden, nach oben, nicht tragend, sondern der Antwort gewiß, daß sie keine Menschen sind, daß sie nicht so sein können. Ach, wie nicht, es Paul Ernst an Bestimmung und an die Willenslosigkeit des Erdempfinders glaubt. Ach, wie nicht, daß er uns einen solchen Glauben nicht vermittelt, und es erscheint mir sicher, daß ein gegenwärtiger Dramatiker